

Zu Heinrich von Kleists Kunst der Anekdote

Kleists Anekdoten beruhen zum großen Teil auf Vorlagen, die der Dichter einer redaktionellen Bearbeitung unterzog. Sinn und Verfahren dieser Bearbeitungen werden an repräsentativen Beispielen interpretiert und ihre gattungsgeschichtliche Bedeutsamkeit herausgearbeitet.

Der Fall, daß ein deutscher Gymnasiast niemals einer Kleist-Anekdote begegnet, ist schwer vorstellbar. So kanonisch aber der Gegenstand ist, so heterogen und oftmals unangemessen sind die Interpretationen und didaktischen Behandlungsweisen. In ‚Der Deutschunterricht‘ haben sich zuletzt 1957 H. Pongs, E. Bender und H. Thiele¹ und 1966 Fr. Ackermann² mit Anekdoten Heinrich von Kleists beschäftigt. Deren heute (und wohl schon seinerzeit) veraltete Methode setzt sich noch immer fort. Dabei wird durchweg die ‚Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege‘ als besonders repräsentativ und jugendgemäß in den Mittelpunkt gerückt, wobei dann umstandslos der Reiter als soldatischer Held, als „Mordskerl“ und „Großes Beispiel“ (Pongs) erscheint, der, „durch und durch gesund“, in „reflexionsloser Naivität [...] die Freiheit gewinnt“³, und solcherart offenbar als exemplarisch nachempfunden werden soll.⁴ Die literarische Form wird als bloße Äußerlichkeit mit Etikettierung wie „knapp“, „pointiert“ und „dramatisch“ abgetan. In einem Referat über die Anekdote im Literaturunterricht hat W. E. Schäfer diesen Zustand bereits 1973 beklagt und die mangelnde Vorarbeit der Fachwissenschaft dafür verantwortlich gemacht.⁵ Noch der 1971 erschienene Metzler-Realienband ‚Anekdote‘ nennt zwar Kleist einen der zwei „Pfeiler der klassischen deutschen Anekdote“, erschöpft sich aber in folgender Charakterisierung:

„Knapp formulierte kleine, funkelnde, sich steigernde und in sich geschlossene Prosagebilde um ungewöhnliche Menschen und Begebenheiten. Ihr Höhepunkt ist immer zugleich die Pointe. Ihr Eigengesicht aber haben diese Anekdoten stets durch Kleists persönliche Formgebung gewonnen, die sie unverwechselbar von denen anderer Autoren unterscheidet. Manche dieser Kleistschen Anekdoten hat die Durchschlagkraft einer dramatischen Szene, und die nahe Verwandtschaft seiner Anekdote zum Drama ist gelegentlich nicht zu übersehen.“⁶

Die Kleist-Forschung ist indessen längst zu Ergebnissen gelangt, die eine differenziertere Betrachtung auch der Anekdoten nahelegen. Ähnliches gilt — auf der anderen Seite — für die Erforschung der Poetik und Formgeschichte der Gattung „Anekdote“.⁷ Da es im folgenden um Kleists Beziehung zur Gattungstradition der Anekdote gehen soll, können Bezüge zu seinem übrigen Oeuvre nur angedeutet werden; die Auseinandersetzung mit der Kleist-Forschung bleibt ausgespart.

I.

Für nahezu sämtliche Anekdoten Kleists sind fremde Quellen und Vorlagen namhaft gemacht worden.⁸ Kleist hat sie einer mehr oder weniger eingreifenden Bearbeitung unterzogen. (Die von H. Sembdner in seinen Editionen⁹ getroffene Unterscheidung zwischen Anekdoten und Anekdoten-Bearbeitungen beruht nur auf graduellen Unterschieden.¹⁰) Dieser Umstand kommt unserem Frageinteresse entgegen. Denn aus einer als zweckvoll einsehbaren Abweichung von einer Vorlage kann man mit guten Gründen einen Wahrscheinlichkeitsschluß auf die Absicht des Autors ziehen. Es kommt also darauf an, die Gesichtspunkte zu finden, unter denen sich Kleists Abweichungen als zweckvoll verstehen lassen.

Wir wählen für eine erste Annäherung die erste der von Kleist in den ‚Berliner Abendblätter‘ veröffentlichten Anekdoten. Es ist die berühmte ‚Franzosen-Billigkeit‘. Lange Zeit galt sie als reiner Nachdruck, bis H. Sembdner 1950 die Abhängigkeiten der verschiedenen vorliegenden Fassungen überzeugend klären konnte.¹¹ Kleists Quelle ist der Nürnberger ‚Korrespondent von und für Deutschland‘ vom 20. Januar 1808:

Anekdote.

Vor geraumer Zeit kam Jemand unaufgefordert zu einem französischen Kommandanten in den preußischen Staaten, und wollte ihm verrathen, wo man eine Quantität Bauholz verborgen habe. Der brave Kommandant wies ihn ab, und sagte: „Lassen Sie Ihrem guten Könige dieses Holz, damit er einst Galgen bauen könne, um solche niederträchtigen Verräther, wie Sie sind, daran aufzuhängen.“

In Kleists Fassung der ‚Berliner Abendblätter‘ lautet sie:

Franzosen-Billigkeit.

(werth in Erz gegraben zu werden.)

Zu dem französischen General *Hulin* kam, während des Kriegs, ein ... Bürger, und gab, Behufs einer kriegsrechtlichen Beschlagnehmung, zu des Feindes Besten, eine Anzahl, im Pontonhof liegender, Stämme an. Der General, der sich eben anzog, sagte: Nein, mein Freund; diese Stämme können wir nicht nehmen. — „Warum nicht?“ fragte der Bürger. „Es ist königliches Eigenthum.“ — Eben darum, sprach der General, indem er ihn flüchtig ansah. Der König von Preußen braucht dergleichen Stämme, um solche Schurken daran hängen zu lassen, wie er.

Der folgende Text wurde ursprünglich (von R. Steig) als Vorlage Kleists angesehen; er ist jedoch bereits eine Weiterverarbeitung der Kleist-Anekdote. (Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805, 6 und 7, Heft 28, Leipzig 1811):

Zu dem französischen General *Hulin* kam, als dieser Commandant von *Berlin* war, ein dortiger Einwohner, und gab, Behufs einer kriegsrechtlichen Beschlagnehmung, zu des Feindes Besten, eine Anzahl im Pontonhof liegende, Stämme an. Der General, der sich eben anzog, sagte: Nein, mein Freund; diese Stämme können wir nicht nehmen. — „Warum nicht?“ fragte der Denunciant: „Es ist ja königliches Eigenthum.“ — Eben darum, versetzte der General, indem er ihn mit einem ernsten Blick fixierte. Der König von Preußen braucht solche Stämme, um solche Schurken daran knüpfen zu lassen, wie Er ist.

Schließlich kann J. P. Hebels Bearbeitung des zuerst zitierten Textes für den ‚Rheinländischen Hausfreund‘ von 1809 zum Vergleich herangezogen werden:

Schlechter Lohn.

Als im letzten preußischen Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Commandanten mit schmutzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da beysammen liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Commandant gab schlechten Dank für die Verrätherey, und sagte: „Laßt ihr die schönen Baustämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wir ihr einer sey.“ Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wanns fehlen sollte.

Kleists Text weist gegenüber der Quelle eine Reihe auffälliger Änderungen auf. Eine lexikalische Gegenüberstellung mag die Interpretation erleichtern:

- | | |
|---|--|
| 1) Anekdote | Franzosen-Billigkeit
(werth in Erz gegraben zu werden) |
| 2) vor geraumer Zeit | während des Krieges |
| 3) zu einem französischen
Kommandanten in den
preußischen Staaten | zu dem französischen General <i>Hulin</i> |
| 4) jemand | ein . . . Bürger |
| 5) unaufgefordert | — |
| 6) und wollte ihn verraten | Behufs einer kriegsrechtlichen Beschlagnehmung,
zu des Feindes Besten |
| 7) eine Quantität Bauholz | eine Anzahl, im Pontonhof liegender, Stämme |
| 8) der brave Kommandant | der General |
| 9) — | der sich eben anzog |
| 10) wies ihn ab | Nein, mein Freund; diese Stämme können wir
nicht nehmen |
| 11) — | „Warum nicht?“ fragte der Bürger.
„Es ist königliches Eigenthum.“ |
| 12) — | Eben darum |
| 13) — | indem er ihn flüchtig ansah |
| 14) dieses Holz, damit er
einst Galgen bauen könne | dergleichen Stämme |
| 15) Verräther | Schurken |

Offensichtlich lassen sich jeweils mehrere Änderungen Kleists gemeinsamen Strategien zurechnen. Sie gilt es aufzudecken. Wir gehen zu diesem Zweck von den von Neureuther herausgearbeiteten Gattungsmerkmalen der Anekdote aus, nämlich der *Faktizität*, der *Kürze*, der *Repräsentanz* und der *Nachdenklichkeit*.

Unproblematisch scheint zunächst das Merkmal der *Faktizität*. Zur Logik der Anekdote gehört der Anspruch, kein fingiertes, sondern ein faktisches Ereignis zu berichten, wie immer erweislich oder unerweislich das Berichtete sich auch im Lichte einer hinter den Text zurückgreifenden historischen Kritik ausnehmen mag. Die Nennung von

Ort, Zeit und Namen der Handelnden dient der historischen Situierung, sofern sie sich auf sonst schon als wirklich Bekanntes bezieht. Freilich kann dadurch der Wahrheitsgehalt des Erzählten nicht verbürgt werden, es entsteht immer nur die Illusion der Faktizität.¹² Kleists Präzisierungen gegenüber der Quelle realisieren jedenfalls Gattungsnormen, und es wird sich noch zeigen, warum er darauf Wert legen mußte.

Kürze ist dagegen ein höchst relatives Merkmal. Offensichtlich kann es dabei auf den bloßen Textumfang nicht ankommen. Kürze ist eher eine Frage der Ökonomie und Funktionalität der sprachlichen Mittel, mit der die Anekdote aus der allgemeinen Geschichte herausgehoben und dennoch auf sie bezogen bleibt. Sie geht dabei nicht von einem kontinuierlichen Fluß der Dinge aus, sondern von historischen Situationen. Genug, daß diese so waren; Vorgeschichten liebt sie nicht, und so reicht manchmal nur ein Name.

Man ist gewohnt, die Kürze der Anekdote überdies mit der Pointen-Struktur, dem Witz der Anekdote in Zusammenhang zu bringen. Aber der Witz, die verbale Pointe, die argute oder elegante Replik sind sowenig ein konstitutives Merkmal der Anekdote wie die moralisierend-resümierende Sentenz. Immer aber gilt, daß die Anekdote nicht wie die moralisierend-resümierende Sentenz, sondern ein kleines Ereignis, also ein Faktum im Lichte einer irgendwie gearteten Bedeutsamkeit, die sich an ihm enthüllt. Für das hier Gemeinte gibt Neureuther¹³ ein hübsches Beispiel: Daß ein Renaissance-Fürst einem Höfling den Auftrag gibt, einen Schneemann zu bauen, was dieser ausführt, macht keine Anekdote. Es ist offenbar ein zweites semantisches Angebot vonnöten, durch welches das zuerst erwähnte Faktum ins Licht einer Bedeutsamkeit rückt, Signifikanz erhält. Wenn wir sagen, dieser Höfling sei Michelangelo gewesen, so ergibt sich Anschlagartig die anekdotische Konstellation, der Name des Bildhauers genügt als Anweisung, um im nachhinein am zunächst mitgeteilten Faktum einen zusätzlichen, zuvor nicht realisierten Aspekt zu entdecken, der doch schon enthalten sein mußte. Das zunächst Mitgeteilte erweist sich als etwas, das Bauen des Schneemanns als ein Formen des Ungeformten. Die Kürze der Anekdote ergibt sich nun daraus, daß man von ihr nicht verlangt und erwartet, daß sie uns mitteilt, was in den Akt der Bedeutungskonstitution nachher nicht eingeht, obgleich natürlich viele Anekdoten solche überfunktionalen Elemente enthalten.

Kleists ‚Franzosen-Billigkeit‘ freilich realisiert diese Gattungsstruktur als Witz. Dem General wird eine verbale Pointe in den Mund gelegt (Stämme — Stämme, um [. . .] daran hängen zu lassen), während Kleists Quelle (Bauholz — Holz damit er einst daran Galgen bauen könne, um daran [. . .]) ebenfalls eine argute und in diesem Sinne pointierte Replik bietet, die jedoch im scharfsinnigen Fund einer unerwarteten Zweckbetimmte Replik besteht, aber nicht auf das Mittel der semantischen Polyvalenzstimmung des Holzes besteht, sondern auf das Mittel der semantischen Polyvalenzstimmung des Wortes „Stamm“) gestellt ist. Während somit in der Quelle die Replik des Kommandanten auf vergleichsweise zerebrale Qualitäten wie Geistesgegenwart und Esprit verweist, leistet sich Kleists General einen Witz durchaus im Freudschen Sinne, der auf andere psychische Dimensionen des Sprechers zu verweisen geeignet ist. *Nachdenklichkeit* und *Repräsentanz* als Merkmale der Gattung können wir zusammen in Betracht ziehen, denn *Nachdenklichkeit* meint eigentlich nichts anderes als den Vollzug der Repräsentanz durch den Leser. Repräsentanz aber bedeutet — nach Neureuther —, „daß sich im kleinen Ereignis etwas Größeres spiegele“¹⁴. Nun ist das frei-

lich eine sehr allgemeine Umschreibung, die für viele andere Gattungen ebenfalls gilt. Und doch scheint es angesichts der Vielfalt des der Gattung Anekdote Möglichen schwierig, an dieser Stelle präziser zu werden.¹⁵ Neureuther meint, die Anekdote entstehe erst dadurch, daß „sich im besonderen Charakter etwas kundtut, was mehr als persönliche Eigenschaft ist und was man vielleicht existentielle Haltung oder, auf die Begegnung bezogen, exemplarisches Verhältnis nennen darf“. Anekdotisches Erzählen zielt generell auf eine dieserart gedachte „Verschränkung von besonderem Ereignis und überzeitlichem Belang“. Doch dagegen kann man zurecht einwenden, daß dies die Anekdote auf ein bestimmtes anthropologisches Konzept festlegen würde.¹⁶

In der Tat aber kann der Signifikanzbereich des anekdotisch Erzählten mehr oder weniger restringiert, das Allgemeine, auf das der einzelne Fall verweist, mehr oder weniger generell sein. Es gibt schlichte Beispielanekdoten für stereotype Eigenschaften von Herrschern wie etwa Tierliebe, Kinderfreundlichkeit, Willkürhandlungen aus positiven oder negativen Motiven, für allgemeinmenschliche Eigenschaften wie Klugheit oder Vergeßlichkeit. In solchen Fällen stehen die Anekdoten im Kontext eines (etwa als Heiligenvita oder als Enkomastik) vorhandenen oder gedanklich zu ergänzenden rhetorischen Funktionszusammenhangs, demgegenüber die Anekdote selbst rhetorisch (nämlich als Gedanken tropus a minore ad maius) fungiert. Es gibt andererseits Anekdoten mit der „Tendenz zur Charakterisierung eines weiteren historischen Hintergrundes durch ein repräsentatives Momentbild“ (Bausinger), deren Auslegungsrahmen nicht ohne weiteres vorgegeben ist, die also auf das nicht-subsumierbare Detail abheben und diesem u. U. eine ästhetische Vieldeutigkeit zuweisen können. Doch das sind nicht nur Fragen der Typologie, sondern zugleich historische Fragen; Fragen des Wandels der Geschichtserfahrung und ihrer Erklärungskraft für das Handeln und Verhalten von Menschen.¹⁷ Schematische Vereinfachungen sind hier unangebracht. Grosso modo mag allerdings gelten, daß das anekdotische Erzählte dort dem größeren Kontext eher isomorph (rhetorisch bestimmt) sein wird, wo die Modi der Geschichtserfahrung und -auslegung bestimmt und fest sind; dort wo sie brüchig und widersprüchlich werden, werden Anekdoten eher auf den unbestimmten oder fragwürdigen Sinn menschlichen Handelns und Verhaltens abheben.

Kehren wir zu Kleists ‚Franzosen-Billigkeit‘ und seiner Quelle zurück, so lassen sich eine Reihe von Differenzen nun interpretieren. Im Gegensatz zu allen Vergleichstexten verzichtet Kleist darauf, die erzählten Handlungen moralisch zu qualifizieren; kein Wort von der ‚Bravheit‘ des Generals, kein ‚Spitzbube‘, ‚Verräter‘ oder ‚Denunziant‘. Selbst wo das moralwertige Wort ‚verraten‘ der Vorlage unvermeidbar scheint, bedient sich Kleist einer korrekt rechtsförmigen Beschreibung der Handlung (‚gab, Behufs einer kriegsrechtlichen Beschlagnehmung [...] an‘). Es ist dies die vielbewunderte Pointierungskunst Kleists, daß der Text erst ganz am Schluß aussagt, daß der ‚... Bürger‘ der ‚Schurke‘ ist, dem das Gehängtwerden an den Stämmen, die er ‚angibt‘, angedroht wird, und zwar mit dem allerletzten Wort. Man kann sich den so Angeredeten ‚nicht anders, als in einem völligen Geistesbankrott vorstellen‘¹⁸, es ist eine symbolische Urteilsvollstreckung. Es ist aber auffällig, daß Kleist auf jegliche auktoriale Übernahme oder Kommentierung dieses Urteils verzichtet und es damit vollständig an die Sprachhandlung der erzählten Figur bindet. Damit wird eine Perspektivierung erreicht, die schon der Titel ankündigt: Nicht auf eine allgemein geltende

Norm verweist Kleists Anekdote, sondern auf eine Tugend der Sieger des eben beendeten Krieges. Das gibt ihr den historischen Hintergrund, denn es ist ja der Mangel dieser Tugend, der die Niederlage Preußens mitherbeigeführt hat. Nun wird auch verständlich, weshalb Kleist nicht von einem ‚Einwohner‘ oder einem ‚Jemand‘ als zweitem Handelnden spricht, sondern von einem ‚... Bürger‘. Diese Punkte vor dem Wort ‚Bürger‘ sind interpretationsbedürftig.

Indem sie den Verzicht auf nähere Qualifizierung anzeigen, fungieren sie als Ironiesignal. Übersetzen wir ‚Bürger‘ als ‚Citoyen‘, so sind wir auf dem richtigen Weg. Der Mann wollte Citoyen sein, und verkannte, daß dies Patriotismus notwendigerweise einschloß. Auf den mit der Französischen Revolution in die Welt gekommenen Bürgerpatriotismus verweist die Anekdote, mithin auf eine historische Qualität, nicht aber auf eine als allgemein verbindlich vorausgesetzte Maxime, daß Verrat an sich schlecht, Treue aber gut sei. Verhält es sich so, dann bietet die Anekdote nicht einen weiteren Fall zur Bestätigung einer an sich gewußten moralischen Norm, sondern eine exemplarische Vergegenwärtigung einer durchaus neuen, jedenfalls keineswegs selbstverständlichen Verhaltensweise. In dem Abweichen vom schlichten Beispielcharakter liegt insofern gegenüber der Quelle ein Verlassen des Gattungsschemas, zumindest eine Neuorientierung. Daß der Bearbeiter des Kleistschen Textes dies gar nicht sah und den Weg zum Beispiel zurück einschlug, spricht für, nicht gegen diese Interpretation.

Aber wie steht es mit dem nur bei Kleist vorhandenen Untertitel ‚werth in Erz gegraben zu werden‘? Verweist er nicht ausdrücklich auf das Vorbildhafte, Exemplarische der Anekdote? Doch ‚ein Vorbild aufstellen‘ und ‚in Erz graben‘ sind als Metaphern nicht deckungsgleich. — Stellen wir diese Frage zunächst zurück, um uns den noch übrigen Abweichungen des Kleistschen Textes zuzuwenden. Da sind die auffälligen redebegleitenden, redequalifizierenden Gesten des Generals (‚der sich eben anzog‘, ‚indem er ihn flüchtig ansah‘). Eine Beiläufigkeit des Redens scheinen sie anzuzeigen, die den Bearbeiter störte. ‚Mit festem Blick fixieren‘ muß, wer Lehrhaftes ausspricht, dachte er — und änderte. Was ist die Bedeutung dieser für Kleist so typischen Gesten, oder vielmehr: was soll es bedeuten, daß die Rede des Generals derart thematisiert, nämlich als beiläufig erfahrbar gemacht wird? Michael Moering ist in seinem Kontext auf das Problem eingegangen¹⁹: Es handele sich um ein glänzendes Beispiel ‚für Kleists psychologische Kenntnisse und Charakterisierungskunst‘, sagt er, ‚es bedarf nur noch dieser flüchtigen, halb neugierigen, halb abgestoßenen Vergewisserung durch den Augenschein, um das Urteil über die aus den Worten des Gegenüber soeben vernommene Schlechtigkeit auszusprechen‘, denn ‚Kleists General ist ein erfahrener Mann [...]‘. Dies mag so sein, aber handelt es sich nur darum? Eine weitere Änderung gegenüber der Vorlage scheint hier relevant zu sein: Kleist spaltet den sentenziosen Satz des Kommandanten der Vorlage auf, fügt eine Gegenrede des Bürgers ein, so daß ein Dialog entsteht, in dem der General zweimal zu Wort kommt. Dazwischen eine einmündig auftrumpfende Einrede des Bürgers: Hatte er nicht recht gehandelt? — Doch, er hatte! — Zunächst lehnt der General beiläufig-unkonzentriert ab, und hat sich damit eines Dienstvergehens schuldig gemacht, denn ‚kriegsrechtlich‘ soll er ja handeln, dafür ist er General. Die Replik des Bürgers impliziert eine Vorhaltung. Erst darauf antwortet nun der General, an die Gegenrede unverzüglich anschließend, mit dem vernichtenden Witz. Die verbale Pointe, die, statt eine rechtsverbindliche Antwort

zu geben, den Fragenden „in einen völligen Geistesbankerott“ versetzt, entsteht erst im Verlauf des Dialogs, sie wird — kleistisch — beim Reden verfertigt.

Hier handelt es sich also nicht um ein deiktisches Reden, nicht um die Mitteilung einer moralischen Sentenz, sondern um den Ausdruck einer vor der Reflexivität vorhandenen Gewißheit. Semiotisch gesprochen: Die Rede des Generals hat nicht nur Symbol-, sondern zugleich Indexcharakter. Sie erfolgt mit der Unwillkürlichkeit eines Symptoms für Vorbewußtes, und eben dies ist, zusammen mit dem ersparten Aufwand, auf die Gegenrede argumentativ einzugehen, konstitutiv für den Witz.

Ist es richtig, daß Kleist mit der so auffällig hervorgekehrten Kommunikationsstruktur seines Textes derartiges bedeuten will, so erscheint nun auch der Untertitel „werth in Erz gegraben zu werden“ in einem neuen Licht: Dies ist kein Beispiel im Sinne einer gewußten, befolgten und ausgesprochenen Maxime, sondern ein Ereignis, an dem eine in die vorbereiteten Strukturen einer Person eingelassene, zur gefühlsmäßigen Gewißheit gewordene und damit dauerhaft sich bewährende Haltung ablesbar wird. Also doch ein Allgemeines, das sich beispielhaft zeigt? — Gewiß, auch Kleists Anekdote hat noch Exempelstruktur, aber eine solche, bei der es nicht um ein Lernen aus Maximen gehen kann, sondern um ein Lernen, in dem es darum geht, sich etwas zur historischen Erfahrung werden zu lassen. Nicht der zurecht abgefertigte Verrat, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der die Abfuhr erfolgt, ist das Exemplarische. Deswegen könnte sich der Erfolg solchen Lernens auch nicht als (bessere) Nachahmung in vergleichbaren Fällen, sondern als tiefe Gewißheit eines patriotischen Verhaltens in beliebigen Fällen zeigen.

II.

Nach dieser einführenden Interpretation von ‚Franzosen-Billigkeit‘ wollen wir auf zwei Aspekte eingehen, mit deren Hilfe Kleists Abwandlungen der Anekdotenform und ihr historischer Stellenwert am ehesten ausgemacht werden können: erstens die Sprachauffassung Kleists, wie sie in seinen Anekdoten zum Ausdruck kommt, zweitens die mit dem Verlassen der Beispielstruktur zusammenhängende Literarisierung der Anekdote.

In seiner ‚Vortragsreise‘ hat W. Kayser zuerst die Frage nach dem Sinn der ständigen Angaben über Mienenspiel, Tonfall und begleitende Gebärden aufgeworfen, die er als ein Stilkennzeichen Kleistschen Erzählens erkannte. „Indem aber jedes gesprochene Wort [...] von unwillkürlichen Gesten begleitet erscheint, wirkt es als Teil einer leibseelischen Einheit. Die Dialoge werden immer aus der Ganzheit der Person heraus geführt.“²⁰ Hiermit ist zwar der Sachverhalt erkannt, daß Kleist Sprache und Sprechen der Personen durch die übrigen, dem Menschen zur Verfügung stehenden Kommunikationsleistungen zu ergänzen strebt, aber es bleibt doch fraglich, ob dieses Kleistsche Erzählverfahren von vornherein im Sinne der Konformität personaler Ganzheit interpretiert werden darf, oder ob nicht — zumindest in manchen Fällen — sprachliche Äußerung einerseits und Gebärden sprachliches, Paralinguistisches andererseits in ein dissonantes Verhältnis treten können. Die Berechtigung dieser Frage ergibt sich schon daraus, daß Kleist in seinem Aufsatz ‚Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‘ selbst eine solche Vermitteltheit des Sprechens ins Auge faßte. Wenn es in diesem Aufsatz heißt: „Ich glaube, daß mancher große Redner, in dem Augenblick, da

er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde“, daß mancher Redner im Vertrauen auf die „aus den Umständen, und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüths“ erwachsende „Gedankenfülle“ spreche²¹, so heben diese Bemerkungen nur vordergründig auf das Verhältnis von Reflexion und Versprachlichung ab.

Wenn man sich indessen vor Augen führt, daß — pauschal und generalisierend gesprochen — für das 18. Jahrhundert Sprache als ein Zeichensystem galt, mit der zweckrationalen Bestimmung, vorgegebene Vorstellungen und Erkenntnisse zu fixieren und mitteilbar zu machen, so liegt in Kleists Einspruch gegen die Annahme einer zeitlichen Abfolge von Gedanken und sprachlichem Zeichen ein generellerer Widerspruch gegen die seit der Aufklärung populäre Sprachauffassung. Der sprachliche Ausdruck, nicht als Symbolisierung eines zuvor Gedachten, sondern eines sich im Sprechen indizierenden Denkens aufgefaßt, dies bedeutet eine Rücknahme des Vorrangs sprachlicher Zeichen vor anderen Formen kommunikativen Verhaltens. „Vielleicht, daß es auf diese Art zuletzt das Zucken einer Oberlippe war, oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte.“²² Den Verlust an Verlässlichkeit sprachlichen Sichäußern unverzüglich und harmonisierend als einen Prozeß gefühlsmäßiger „Vertiefung“ zu interpretieren, scheidet jedenfalls um vieles zu voreilig zu sein.²³

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt Kleists Bearbeitung der ‚Diogenes-Anekdote‘:

Kleists Quelle (Gemeinnützige Unterhaltungsblätter 22. 9. 1810; abgedr.: Werke, Bd. 2, S. 117 f.):

Das Grab des Diogenes

Man fragte den Diogenes, wo er nach seinem Tod begraben sein wollte. „Mitten auf dem Feld“. Man fragte er. „Wie?“ versetzte jemand: „fürchtest du nicht, den Vögeln und wilden Tieren zur antwortete er. „Wie?“ versetzte jemand: „fürchtest du nicht, den Vögeln und wilden Tieren zur Speise zu dienen?“ „So lege man meinen Stab neben mich“, antwortete er: „damit ich sie wegja-gen könne, wenn sie herbei kommen sollten.“ „Aber“, sagte man hierauf: „da wirst du ja keine Empfindung mehr haben.“ „Was liegt also mir daran“, erwiderte er: „ob sie mich fressen oder nicht, weil ich doch nichts davon empfinden werde.“

Kleists Text (Werke, Bd. 2, S. 284 f.):

Anekdote.

Als man den Diogenes fragte, wo er nach seinem Tode begraben sein wolle? antwortete er: „mit-ten auf das Feld.“ Was, versetzte jemand, willst du von den Vögeln und wilden Tieren gefressen werden? „So lege man meinen Stab neben mich“, antwortete er: „damit ich sie wegjagen könne.“ „Wegjagen! rief der andere, wenn du tot bist, hast du ja keine Empfindung!“ „Nun denn, was liegt mir daran“, erwiderte er, „ob mich die Vögel fressen oder nicht?“

Kleists Abänderungen erscheinen auf den ersten Blick als geringfügig. Was ihn offen-bar reizte, war der in der Vorlage enthaltene Dialog; doch wird dieser durch Kleists Redaktion in seinem Charakter verändert. In der Vorlage handelt es sich — wenn man will — um einen sokratischen Dialog; am Ende steht ein *quod erat demonstrandum* („[...] was liegt also [...], weil ich doch [...])“. Die Schlußreplik bezieht sich offen-sichtlich auf ein dem Dialog bereits vorausliegendes Beweisziel des Diogenes. Genau dieser Aspekt wird durch Kleists Bearbeitung betroffen: Der letzte Halbsatz bleibt fort, und statt des „also“ erscheint im Text ein „nun denn“. Dadurch bezieht sich die letzte

Äußerung nicht mehr auf etwas dem Dialog Vorausliegendes, sondern auf dessen Ablauf selbst. Das Resultat wird auch von Diogenes erst im Laufe des Redens gefunden. Insoweit handelte es sich also lediglich um ein „Verfertigen der Gedanken beim Reden“. Nun aber bewirkt die Anekdotenform, daß das zunächst Geäußerte vom Schluß her besehen etwas anderes indiziert. Ist die Anweisung „So lege man meinen Stab neben mich“ in der Vorlage lediglich eine argumentative Finte, die auch den Angesprochenen zu der beabsichtigten Einsicht zu führen geeignet ist, so kann man sich dessen in Kleists Fassung nicht mehr sicher sein: Die Einsicht, die Diogenes selbst erst im Verlauf des Dialogs erreicht, macht seine anfängliche Auskunft im nachhinein zweideutig. Scheint es nicht, als sei Diogenes, der Kyniker, hier ernstlich bei einem Interesse an seinem Leib angetroffen worden, das seiner Weltanschauung nicht entspricht? Noch mehr: Indem er die anfängliche Äußerung im nachhinein implizit zurücknimmt, desavouiert er zugleich seine nunmehr vorhandene intellektuelle Einsicht als eine solche, die ihm nicht zur gesicherten Verhaltensdisposition geworden ist.

Es mag in diesem Falle problematisch sein, eine solche Perspektivierung der Pointe vorzunehmen, wie wir sie in ‚Franzosen-Billigkeit‘ fanden, weil Kleists Text keine eindeutigen Anweisungen dafür enthält. Die ‚Anekdote aus dem letzten Kriege‘ (Tambour-Anekdote) und die Kapuziner-‚Anekdote‘ enthalten solche auktorialen Anweisungen ausdrücklich. Es ist bezeichnend, daß beide Anekdoten sich auf die „einfache Form“ Witz (Jolles) beziehen. Die Tambour-Anekdote²⁴ spricht geradezu von dem „ungeheuersten Witz, der vielleicht, solange die Erde steht, über Menschenlippen gekommen ist“. Der Tambour, aus der Gefangenschaft entwichen und marodierend von den französischen Truppen wieder aufgegriffen, wird zum Tode durch Erschießen verurteilt. „Als er [...] sah, daß alles, was er zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, vergebens war, bat er sich [...] eine Gnade aus [...] und sprach: sie möchten ihn in den ... schießen, damit das F... kein L... bekäme. —“ Soweit die witzig-obszöne Aggression angesichts des Todes. Kleist fügt noch einen Satz hinzu: „Wobei man noch die Shakespeare'sche Eigenschaft bemerken muß, daß der Tambour mit seinem Witz, aus seiner Sphäre als Trommelschläger nicht herausging.“ Mit dieser auktorialen Leseanweisung geht Kleist über seine Vorlage (im ‚Beobachter an der Spree‘ vom 22. 10. 1810) hinaus. Er spielt mit diesem Schlußsatz auf einen in einer Miszelle unmittelbar ausgesprochenen Befund seiner Shakespeare-Rezeption an:

„Falstaff bemerkt, in der Schenke von Eastcheap, daß er nicht bloß selbst witzig, sondern auch schuld sei, daß andere Leute (auf seine Kosten) witzig wären [...]“²⁵

Aus der Perspektive des Tambours handelt es sich um einen Witz, mit dem der aufgezwungene Ernst der Situation (auf dem Wege der „Gnade“) unterlaufen wird, ja sich angesichts der Freiheit desjenigen, der zu diesem Witz in der Lage ist, in sein Gegenteil verkehrt: Doch durch Kleists Hinweis auf die durch die Person und die Tätigkeit des Tambours bedingte Metaphorik des Witzes erwächst ein Komisches daraus. „Denn der wichtige Unterschied zwischen beiden [Witz und Komischem, H.-D. W.] ist, daß der Verstand am Witze nur einseitige Verhältnisse der Sachen, am Komischen aber die vielseitigen Verhältnisse der Personen durchläuft und genießt, dort einige intellektuelle Glieder, hier handelnde; dort verfliegen die Verhältnisse ohne festen Grund, hier wohnen ungezählte in *einem* Menschen.“²⁶ Erst durch die Schlußbemerkung des Erzählers

wird aus dem Witz eine Anekdote, indem der Witz durch die Perspektive einer humoristischen Betrachtung zugleich als ein unfreiwillig Komisches erscheint. Ganz ähnlich verhält es sich in der Kapuziner-‚Anekdote‘. In diesem Fall besitzen wir die Vorlage nicht, Kleist mag durch einen der im 18. Jahrhundert umlaufenden Galgenpater-Schwänke angeregt sein. Das Verfahren der Thematisierung und Perspektivierung des Witzes wird auch hier durchsichtig, wenn wir Kleists Text mit einer Fassung des Witzes aus einem Volkskalender des Jahres 1822 vergleichen.²⁷

Kleists Text:

Anekdote

Ein Kapuziner begleitete einen Schwaben bei sehr regnettem Wetter zum Galgen. Der Verurteilte klagte unterwegs mehrmal zu Gott, daß er, bei so schlechtem und unfreundlichem Wetter, einen so sauren Gang tun müsse. Der Kapuziner wollte ihn christlich trösten und sagte: Du Lump, was klagst du viel, du brauchst doch bloß hinzugehen, ich aber muß, bei diesem Wetter, wieder zurück, denselben Weg. — Wer es empfunden hat, wie öde einem, auch selbst an einem schönen Tage, der Rückweg vom Richtplatz wird, der wird den Ausspruch des Kapuziners nicht so dumm finden.

Volkskalenderfassung von 1822 (Werke, Bd. 2, S. 914):

Zu einem Delinquenten, der sich über das abscheuliche Wetter beschwerte, als er zum Galgen geführt wurde, sagte der Mönch, der ihn begleitete: Laß mich erst klagen, du Lump, du brauchst doch den Weg nicht zweimal zu machen, aber ich muß wieder heim gehen.

Die schwankhafte Amoralität, die sich daraus ergibt, daß die witzige Reduktion auf das Banale von demjenigen vorgenommen wird, der von dem Ernst der Situation ernstlich nicht betroffen ist, wird von Kleist aufgelöst. Die Abweichungen bestehen zunächst darin, daß der Verurteilte „zu Gott“ klagt und der Kapuziner ihn „christlich trösten“ will, vor allem aber darin, daß die scheinbar von Selbstbezogenheit, Inhumanität, ja womöglich von Zynismus zeugende Replik des Kapuziners als „gar nicht so dumm“ perspektiviert und dadurch als mögliche Fehlleistung ansichtig wird. Erst dadurch wird der Blick darauf gelenkt, daß in ihr etwas enthalten ist, was der humanen Intention entspringt, aber angesichts der Situation nicht zum Zuge kommen kann, nämlich der humane Widerwille gegen die Hinrichtungsprozedur als solche.

III.

Hans Peter Neureuther hat als ein Merkmal der Anekdote behauptet, daß in ihr im Unterschied zu vergleichbaren anderen Gattungen ein Stück Wirklichkeit „von selber und als solches“ einem Betrachter bedeutsam wird, daß sich in ihr Handelnde „in einer spontan-unwillkürlichen Wesensäußerung“ zeigen.²⁸ Die Perspektivierung von Sprachhandlungen wäre demnach ein gattungstypischer Zug der Anekdote, den Kleist lediglich aufnimmt. Indessen handelt es sich bei Kleist nicht nur um eine Weiterführung und Radikalisierung des Gattungsmerkmals. Vielmehr wird in einigen Anekdoten sprachliches Handeln einschließlich der witzigen Pointe in einer Weise zum Thema der Anekdoten, daß dabei die Signifikanz solchen Verhaltens uneindeutig, zum Gegenstand heterogener Auslegung werden kann. Voltaire meinte noch, Anekdoten seien lange Zeit verborgene kleine Details, die das Publikum interessieren, wenn sie berühmte Persönlichkeiten betreffen. Am nützlichsten und kostbarsten aber seien diejenigen

der großen Fürsten, wenn sich in ihnen „la candeur de leur âme“, die Unverstelltheit ihres Herzens, manifestiere, wenn sich in ihnen also etwas zeige, was in den durch äußere Strukturen vorbedingten politischen Handlungen und Schriften nicht aufgehen konnte.²⁹ Kleists Anekdoten zielen keineswegs auf die großen Männer, wohl aber beabsichtigen sie, Aspekte menschlichen Fühlens und Empfindens noch gegen den Wort-sinn ihrer sprachlichen Äußerungen freizulegen. Doch was für die Sprache gilt, nämlich ihre mangelnde Verlässlichkeit, das gilt in gleichem Maße für den Ausdruck des Gefühls. Dies ist der Grund dafür, weshalb in Kleists Anekdoten das Erzählte nicht einfach in der Funktion eines Beispiels für eine vorgegebene theoretische oder praktische Einsicht aufgeht. Die Napoleon-Anekdote wird scheinbar erzählt, weil sie „von seiner Fähigkeit, lebhaftere Regungen des Mitleids zu empfinden, ein merkwürdiges Beispiel gibt“. Doch welche Art von Mitleid ist gemeint, wenn der Kaiser in dem Augenblick zu Tränen gerührt ist, als die Verwundeten unter den Hufen der zurückweichenden Kavallerie in den Ruf „Vive l'Empereur“ ausbrechen? — Die Demontage und Neufunktionierung der Beispiel-Struktur läßt sich durch einen Vergleich der Anekdote ‚Merkwürdige Prophezeiung‘ mit ihrer Vorlage deutlich ablesen.

[Eingetroffene Vorherverkündigung.]

Merkwürdige Prophezeiung.

In dem Werk: [(Paris, Versailles et les [p]rovinces au 18me siecle, [ou] Anecdotes recueilles] par un ancien officier aux gardes françaises, 2[.] Vol. in 8. 1809.[)] **wird die Erzählung einer sonderbar eingetroffenen Vorherverkündigung mit zuviel historischen Angaben belegt, als daß sie nicht einiger Erwägung werth wäre.** [Der Bischof von Dijon und nachmalige Erzbischof von Auch.] Herr von Apchon[,] war in seiner früheren Jugend Maltheserritter, und von seiner Familie zum Seedienst[e] bestimmt. Als er in dem Collegium zu Lyon war, wurde er einem spanischen Jesuiten vorgestellt, der, unter seinen Mitbrüdern, für einen Wahrsager galt [und der auch wirklich vorhersagte]. **Dieser, als er ihn ins Auge faßte, sagte ihm, auf eine sonderbare Weise,** daß [der junge Schüler, den man ihm jetzt vorstelle,] **er einst Eine der Stützen der Kirche, und der dritte Bischof von Dijon werden würde.** [Diese Vorherverkündigung fiel um so mehr auf] **Man verstand den Jesuiten um so weniger,** da es damals in Dijon [noch] keinen Bischof gab [Apchons Mitschüler lachten herzlich über diese Vorhersagung, die indessen nachmals pünktlich eintraf], und **Herr von Apchon ward, von diesem Augenblick an, von seinen Mitschülern** [nannten ihn deshalb aus Scherz] **spottweise [den] der Bischof genannt[.];** [welchen] **einen Zunamen, den er auch nachher als See[c]kadet [fort]beibehielt. Zehn Jahre darauf ward Herr von Apchon Bischof von Dijon, und nachheriger Erzbischof von Auch.** — Diese [Anekdote] **Begebenheit bestätigen alle Zeitgenossen[.];** und [selbst] der ehrwürdige Prälat **selbst** [pflegte sie zu erzählen] **hat sie, durch sein ganzes Leben, erzählt** [, ob er schon nicht an solche Prophezeiungen und Vorherverkündigungen glaubte].³⁰

Hat die Textvorlage hauptsächlich das Interesse, an einem historisch gut belegten Material einen Beispiel-Fall für einen zuvor im Titel angegebenen Auslegungsrahmen beizubringen, so macht Kleist schon durch die Änderung des Titels deutlich, daß er den Akt des Prophezeiens als die Bedingung des Entstehens jener Auslegung zum Thema machen will. Erst insofern ist ihm die Erzählung „einiger Erwägung werth“, wie er hinzufügt. Neben den Änderungen, die dazu dienen, statt des schon erfolgten Eintritts der Prophezeiung den Prozeß ihres Zustandekommens auch sprachlich nachzuvollziehen, fällt wiederum vor allem die Qualifizierung des kommunikativen Vorgangs auf

(„[. . .] dieser, als er ihn ins Auge faßte, sagte ihm auf eine sonderbare Weise [. . .]“). Der Schlußsatz hat durch die Abänderung nun nicht mehr die Funktion einer zusätzlichen Glaubwürdigkeitsversicherung, indem der ehrwürdige Prälat selbst als Zeuge benannt wird, sondern dieses Zeugnisgeben wird umgekehrt zum Ausgangspunkt einer möglichen psychologischen Erklärung des Vorgangs. Die textuelle Anweisung dafür liegt natürlich in der Mehrdeutigkeit der Präpositionalphrase „durch sein ganzes Leben“, die eben nicht rein temporal verstanden werden kann, sondern zugleich auf einen Modus der Aneignung eben jener Prophezeiung verweist. So entsteht anstelle eines beglaubigten Beispiels für etwas Wunderbares eine Anekdote, die auf die Interpretationsmöglichkeiten eines von vornherein als durchaus erklärbar behandelten Einzelfalles zu reflektieren Veranlassung geben will. In Kleists Quelle steht das Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem lediglich in der Weise zur Diskussion, daß zum Begriff der Vorherverkündigung der Fall geliefert wird.

Kleists Änderungen können darauf aufmerksam machen, daß die Vorlage, obgleich der Fall mit historischen Daten versehen wird, von aller Konkretheit des Falles gerade abstrahiert, weil an dem berichteten Detail nur das Fallspezifische erwähnt wird. Kleist stattet den Bericht mit Signalen aus, durch welche die bloße Subsumtion unter einen Begriff verhindert wird. Zwar erzählt auch Kleist das historische Datum nicht um sei selbst willen, es ist vielmehr vorinterpretiert, aber vorinterpretiert im Rahmen verschiedener denkbarer oder bloß möglicher Auslegungsregeln dieser und derartiger Fälle. Der Text rechnet offenbar mit der stillschweigenden Anwendung psychologischer Interpretationsregeln solcher Vorgänge durch den Leser; dadurch aber wird der Leser zur Reflexion darüber gezwungen, von welcher Gesetzmäßigkeit dieser Fall denn eigentlich ein Fall ist. Er wird gezwungen, die dem Erzählten durch die Anekdote zugewiesene Bedeutsamkeit damit zu vergleichen, wie denn für ihn selbst sich „durch sein ganzes Leben“ Bedeutung konstituiert.

Obwohl also Kleists Anekdoten — entgegen manchen didaktischen Funktionalisierungen, die mit ihnen vorgenommen werden — keine Beispielerzählungen sind, in dem Sinne, daß an vorgefundenen Fällen begrifflich aussagbare moralische Maximen als ein Erfahrungswissen zur Lebensorientierung dargeboten würden, so haben sie dennoch Exempel-Struktur, insofern es in ihnen — jenseits bestimmter Maximen — noch immer um die Bedingungen sittlicher Lebensorientierung geht.

Um diese qualitative Differenz zu verdeutlichen, die Kleist von der Anekdoten-Tradition des 18. Jahrhunderts trennt, kann auf Kants Unterscheidung von Beispiel und Exempel in der ‚Metaphysik der Sitten‘ verwiesen werden. In dem Kapitel „Die ethische Didaktik“ führt Kant dort über die Funktion des Exempels folgendes aus:

„Was aber die Kraft des *Exempels* (es sei zum Guten oder Bösen) betrifft, was sich dem Hange zur Nachahmung oder Warnung darbietet, so kann das, was uns andere geben, keine Tugendmaxime begründen. Denn diese besteht gerade in der subjektiven Autonomie der praktischen Vernunft eines jeden Menschen, mithin, daß nicht anderer Menschen Verhalten, sondern das Gesetz, uns zur Triebfeder dienen müsse. [. . .] Das gute Exempel (der exemplarische Wandel) soll nicht als Muster, sondern nur zum Beweise der Tunlichkeit des pflichtmäßigen dienen. Also nicht die Vergleichung mit irgend einem andern Menschen (wie er ist), sondern mit der Idee (der Menschheit) wir er sein soll, also mit dem Gesetz, muß dem Lehrer das nie fehlende Richtmaß seiner Erziehung an die Hand geben.“³¹

Exempel können also nach Kant zum „Beweis der Tunlichkeit“ angeführt werden, also zum Beweis der faktischen Möglichkeit, das Gesollte auch zu tun, nicht aber als „Muster“ zur Nachahmung. Als Träger eines tradierten und insofern verpflichtenden Erfahrungswissens über moralische Lebensorientierung dürfen nach Kant Exempel nicht einmal in didaktischen Zusammenhängen verwendet werden, weil eine solche Funktion der „subjektiven Autonomie der praktischen Vernunft“ widerstreiten würde.

Damit ist zugleich der historische Grund für den Funktionswandel der Anekdote angegeben. Die Anekdote kann nicht länger so tun, als stünde für die Interpretation besonderer menschlicher Handlungs- und Verhaltensweisen, die sie als signifikant heraushebt, ein fester Bedeutungsrahmen aus tradierten Lebensorientierungen zur Verfügung. Wohl aber kann sie die neue Aufgabe übernehmen, die Überzeugung von der faktischen Möglichkeit einer pflichtgemäßen Verwirklichung sittlicher Autonomie herbeizuführen. Und wir meinen, daß dies die neue Funktion anekdotischen Erzählens bei Kleist ist.

Wenn es dabei jedoch nunmehr auf spezifische Inhalte fallweise bestätigten moralischen Handelns nicht ankommt, dann kann freilich auch das der Anekdote nun angemessene Rezeptionsverhalten nicht einfach als ein Vollzug der ‚Repräsentanz‘ bestimmt werden. Die neue Funktion der Anekdote setzt vielmehr eine reflexive Rezeption neuer Art voraus, denn im anekdotisch Erzählten die Tunlichkeit des Pflichtmäßigen zu entdecken, das verlangt, das Dargestellte in der Reflexion auf die Idee der Autonomie der Sittlichkeit freier Subjekte zu beziehen. Dies ist aber — wiederum nach Kant — eine Idee, für deren „objektive Realität“ „schlechterdings keine Anschauung angemessen gegeben werden kann“³², also auch nicht, und schon gar nicht in Anekdoten. Was die Anekdote als exemplarisch darstellt, tritt vielmehr in ein indirektes, partielles Verhältnis zum damit ‚eigentlich‘ Gemeinten. Es wird zu einem „Symbol der Sittlichkeit“, weil es nur im Modus einer ästhetischen Reflexion auf die Idee der Autonomie sittlichen Handelns bezogen werden kann. Als ‚Stoff‘ anekdotischen Erzählens kommen dann folglich nur bereits symbolisch vorinterpretierte Wirklichkeitskonstellationen in Frage, die auch nur noch der Illusion der Faktizität bedürfen. In der berühmten Bach-‚Anekdote‘ kommt diese neue Struktur der Anekdote voll zur Geltung.

Kleists Quelle liefern die ‚Beispiele von Zerstreuung‘ in dem ‚Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen‘ (1807):

Ein bekannter Tonkünstler verlor seine Frau. Da sie in den Sarg gelegt werden sollte, kam seine Tochter zu ihm und forderte einige Groschen zu Band, womit an dem Leichengewande etwas gebunden werden sollte. „Ach! liebes Kind, antwortete er, du weißt, daß ich mich um Wirtschaftssachen nicht bekümmern kann, sag es der Mama.“

Kleists Text:

Anekdote.

Bach, als seine Frau starb, sollte zum Begräbnis Anstalten machen. Der arme Mann war aber gewohnt, alles durch seine Frau besorgen zu lassen; dergestalt, daß da ein alter Bedienter kam, und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, er unter stillen Tränen, den Kopf auf einen Tisch gestützt, antwortete: „sagts meiner Frau.“ —³³

Diese Anekdote bezog sich ursprünglich nicht auf Bach, sondern auf den Komponisten Georg Benda. Wenn Kleist sie von Bach handeln läßt, so bleibt dieser Bezug der Anekdote völlig äußerlich. Kleists Änderungen sind im übrigen minimal: das „Band“ wird zum „Trauerflor“ und damit auf die Situation spezifischer bezogen; statt von der Tochter ist von dem „alten Bedienten“ die Rede, wodurch die Kommunikationssituation sich als allgemeiner, eher gleichgültig und beiläufig darstellen ließ als in der Vater-Tochter-Konstellaton; statt der rationalisierenden und emphatischen Antwort („Ach! liebes Kind, [. . .] du weißt, daß ich [. . .]“) wird die Information, in deren Licht die Antwort „sagts meiner Frau“ Bedeutsamkeit erlangt, vorweg gegeben; schließlich die Ernsthaftigkeit der Trauergebärde. Aber welche Wirkung wird erreicht! Der habitualisierte Verweis an die Frau zugleich mit der somatischen Trauer über ihren Verlust. Dies ist wahrlich kein Beispiel für eine angebbare menschliche Verhaltensregel, sondern für eine als exemplarisch erkannte Dissonanz von gestischem und sprachlichem Verhalten; sie stellt nicht nur den Wert sprachlicher Äußerungen, sondern zugleich die Regelmäßigkeit menschlichen Verhaltens in Frage. Aber noch durch die pointierte Darstellung der Dissonanz verweist sie die Reflexion des Lesers auf eine Bedeutung, in deren Licht sich diese Dissonanz überhaupt erst wahrnehmen läßt, die Idee der autonomen und integralen Persönlichkeit.

Anmerkungen

- ¹ Pongs, Hermann: Die Anekdote als Kunstform zwischen Kalendergeschichte und Kurzgeschichte, DU 9 (1957), Heft 1, S. 5—20;
- Bender, Ernst: Schwank und Anekdote, DU 9 (1957), Heft 1, S. 55—67;
- Thiele, Herbert: Kurze Geschichte von H. v. Kleist, DU 9 (1957), Heft 1, S. 73—76.
- ² Ackermann, Friedrich: Das Komische in der Anekdote, DU 18 (1966), Heft 3, S. 11 ff.
- ³ Neis, Edgar: Erlebnis und Gestalt. Interpretationen motivgleicher Prosatexte, Frankfurt/M. 1963, S. 71 ff.
- ⁴ Wohltuend unterscheidet sich davon die Modell-Analyse der Anekdote in: Perspektiven, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1977, S. 164—175, wo auch Auszüge aus älteren Interpretationen in kritischer Absicht abgedruckt werden.
- ⁵ Schäfer, Walter Ernst: Die Anekdote im Literaturunterricht der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik, Wirkendes Wort 23/1973, S. 252—266.
- ⁶ Grothe, Heinz: Anekdote, Sammlung Metzler Bd. 102, Stuttgart 1971, S. 54.
- ⁷ Verwiesen sei vor allem auf: Bausinger, Hermann: Formen der ‚Volksprosa‘, Berlin 1968 (darin das Kap.: Beispiel und Anekdote, S. 199 ff.); Neureuther, Hans Peter: Zur Theorie der Anekdote, Jb. d. Fr. Dt. Hochstifts 1973, S. 458—480; Schäfer, Walter Ernst: Anekdote — Antekdote, LGW 32 (Klett-Cotta), Stuttgart 1977.
- ⁸ Vor allem durch die philologischen Forschungen von Helmut Sembdner. Sembdner: Die Berliner Abendblätter Heinrich von Kleists, ihre Quellen und ihre Redaktion, Berlin 1939; ferner: ders.: In Sachen Kleist. Beiträge zur Forschung, Hanser, München 1974.
- ⁹ Wir zitieren nach der Ausgabe: Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe, 2 Bde., hrsg. v. Helmut Sembdner, Hanser, München 1961, dritte, vermehrte und revidierte Auflage 1964 (Zit.: Werke)
- ¹⁰ Nicht nur die Zuordnung einiger Texte wird bei genauerer Interpretation der (freilich oft geringfügigen) Textabweichungen uneinsichtig, vielmehr ist das Einteilungsprinzip selbst der Gattung Anekdote unangemessen, weil es dem Anekdoten-Erzähler gar nicht um originäre Schöpfung im Sinne der Neuartigkeit des Stoffs gehen kann.

- ¹¹ Zu einigen Beiträgen der ‚Berliner Abendblätter‘ (1950, 1953), in: Sembdner: In Sachen Kleist (Anm. 8), S. 102 ff. Danach die Texte.
- ¹² Vgl. dazu: Barthes, Roland: *Historie und ihr Diskurs*, alternative 62/63/1968, S. 171–180 und öfter.
- ¹³ Neureuther (Anm. 7), S. 462.
- ¹⁴ Neureuther (Anm. 7), S. 467.
- ¹⁵ Auf die vielfältigen Realisationsmöglichkeiten der Gattung und den fließenden Übergang zu anderen Gattungen (insbesondere zum Beispiel) weist besonders H. Bausinger (Anm. 7) hin.
- ¹⁶ So auch Schäfer (Anm. 7), S. 14 ff.
- ¹⁷ H. R. Jauß (Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, Fink, München 1977) weist (S. 42) auf die Auflösung „einer Geschichtserfahrung, deren Konsistenz durch die Allmacht Gottes verbürgt war“, durch das neuzeitliche Geschichtsverständnis als gattungsgeschichtlich relevanten Vorgang hin.
- ¹⁸ Kleists Worte zur Beschreibung der Wirkung von Mirabeaus ‚Donnerkeil‘, in: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, Werke, Bd. 2, S. 321.
- ¹⁹ Moering, Michael: Witz und Ironie in der Prosa Heinrich von Kleists, Fink, München 1972, S. 112 f.
- ²⁰ Kayser: Wolfgang: Kleist als Erzähler, in: Die Vortragsreise, Francke, Bern 1958, S. 175. (Abgedruckt in: Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays, hrsg. v. Walter Müller-Seidel, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1967, dort S. 236.)
- ²¹ Kleist: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, Werke, Bd. 2, S. 320.
- ²² Kleist (Anm. 21), S. 321.
- ²³ Vgl. dazu auch: Holz, Hans Heinz: Macht und Ohnmacht der Sprache. Untersuchungen zum Sprachverständnis und Stil Heinrich von Kleists, Bonn 1962, bes. S. 23–33.
- ²⁴ Werke, Bd. 2, S. 268, dort auch S. 913 der Text der Quelle.
- ²⁵ Werke, Bd. 2, S. 346.
- ²⁶ Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, hrsg. v. N. Miller, Studienausgabe, Hanser Verlag, München 1963, S. 123. Dort (S. 135) im Kapitel über Humoristische Subjektivität der Hinweis auf den „humoristischen Fallstaff“, den der „edle Geist Shakespeare“ zum „Korreferenten seines tollten Sündenlebens anstellt“. Jean Paul geht es um eine vergleichbare Struktur der figurenperpektivischen Rückrechenbarkeit der komischen Potenz.
- ²⁷ Texte nach: Werke, Bd. 2, S. 270, S. 914.
- ²⁸ Neureuther (Anm. 7), S. 461, 472.
- ²⁹ Voltaire: *Siècle de Louis XIV, Oeuvres Complètes*, vol 14, Paris 1878, S. 421 (Chapitre XXV. Particularité et Anecdotes du Regne de Louis XIV).
- ³⁰ Wir geben den Text in der Form des Editions-vorschlags bei Kanzog, Klaus: Prolegomena zu einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Heinrich von Kleists, Hanser, München 1970, S. 202 f. Es bedeuten: Normaldruck: Text der Vorlage; Fettdruck: die von Kleist neu formulierten Stellen; eckige Klammer: die von Kleist getilgten Stellen.
- ³¹ Kant, Immanuel: *Die Metaphysik der Sitten A 167*, Werke in sechs Bänden, hrsg. v. W. Weischedel, Bd. 4, S. 620. Zur Interpretation des Kantschen Exempel-Begriffs und zur näheren Begründung der hier nur skizzierten Zusammenhänge vgl. Buck, Günther: *Lernen und Erfahrung*, Kohlhammer, Stuttgart ²1969, bes. S. 97 ff.
- ³² Kant, Immanuel: *Kritik der Urteilskraft*, § 59 Von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit, Werke in sechs Bänden, Bd. 5, S. 458 f.
- ³³ Werke, Bd. 2, S. 268, S. 914.

Klaus Oettinger

Vom „Rechnungsexempel“ zum „Exempel der Gerechtigkeit“

Über die Kalendermathematik Johann Peter Hebels

Hebel verwendet im ‚Rheinländischen Hausfreund‘ zumeist Textformen des konventionellen Kalenders. Er variiert diese aber im Sinne seiner aufklärerischen Intentionen. Das gilt auch für die mathematischen Rätsel: die „Rechnungsexempel“ werden zu moralischen Exempeln umfunktioni-ert.

Damit der geneigte Leser Gelegenheit habe, über's Jahr seinen Verstand zu üben, hat der ‚Rheinländische Hausfreund‘ hie und da ein „*Rechnungsexempel*“ in den Kalender gesetzt. Es sind Textaufgaben jener weitverbreiteten Art, die bis zum heutigen Tage in unseren Schulrechenbüchern unter der Rubrik „Merkwürdiges und Scherzhaftes“ zu finden sind, wohl auch in den Rätsellecken mancher Zeitschriften — Aufgaben, die sich in variabler Einkleidung meist bis zu den alten Ägyptern, Griechen, Römern, Arabern in variabler Einkleidung meist bis zu den alten Ägyptern, Griechen, Römern, Arabern zurückverfolgen lassen und in einer unüberschaubaren Fülle von Aufgabensammlungen über die Jahrhunderte hinweg tradiert worden sind. Auch die Rechnungsexempel im ‚Rheinländischen Hausfreund‘ sind als Rechenprobleme keineswegs originell — in einem Falle ist sogar die unmittelbare Quelle nachgewiesen, das Rechenbuch von Hebel's Vater —, *originell* ist jedoch die Vertextung. Hebel stellt mit diesen Aufgaben den „Witz“ des Lesers auf die Probe, und zwar nicht nur seinen logischen Scharfsinn, sondern zugleich seine lebenspraktische Klugheit. — Vier dieser Rechnungsexempel sollen im folgenden abgehandelt werden: „das erste“, „das dritte und vierte“ und das „merkwürdige Rechnungsexempel aus der regula societatis“.¹

Erstes Rechnungsexempel

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Mußiggang durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm, alles bare Geld, das er im Hause habe zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24-Kreuzerstück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, sooft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, und sucht alles bare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe, und diesmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu sein, denn er hält Wort, und der andere natürlicherweise auch. Wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? Solange es gut tut, solange er etwas hinüberzutragen hat, dreimal in allem. Denn als er zum drittenmal mit seiner verdoppelten Barschaft zurückkehrte: und das drittemal den ausbedungenen Brückenzoll ins Wasser warf; so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und bar bis auf den letzten roten Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke ging, als Tränen um seine letzte verlorne Barschaft. — Wer rechnen kann, wird's bald heraushaben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den